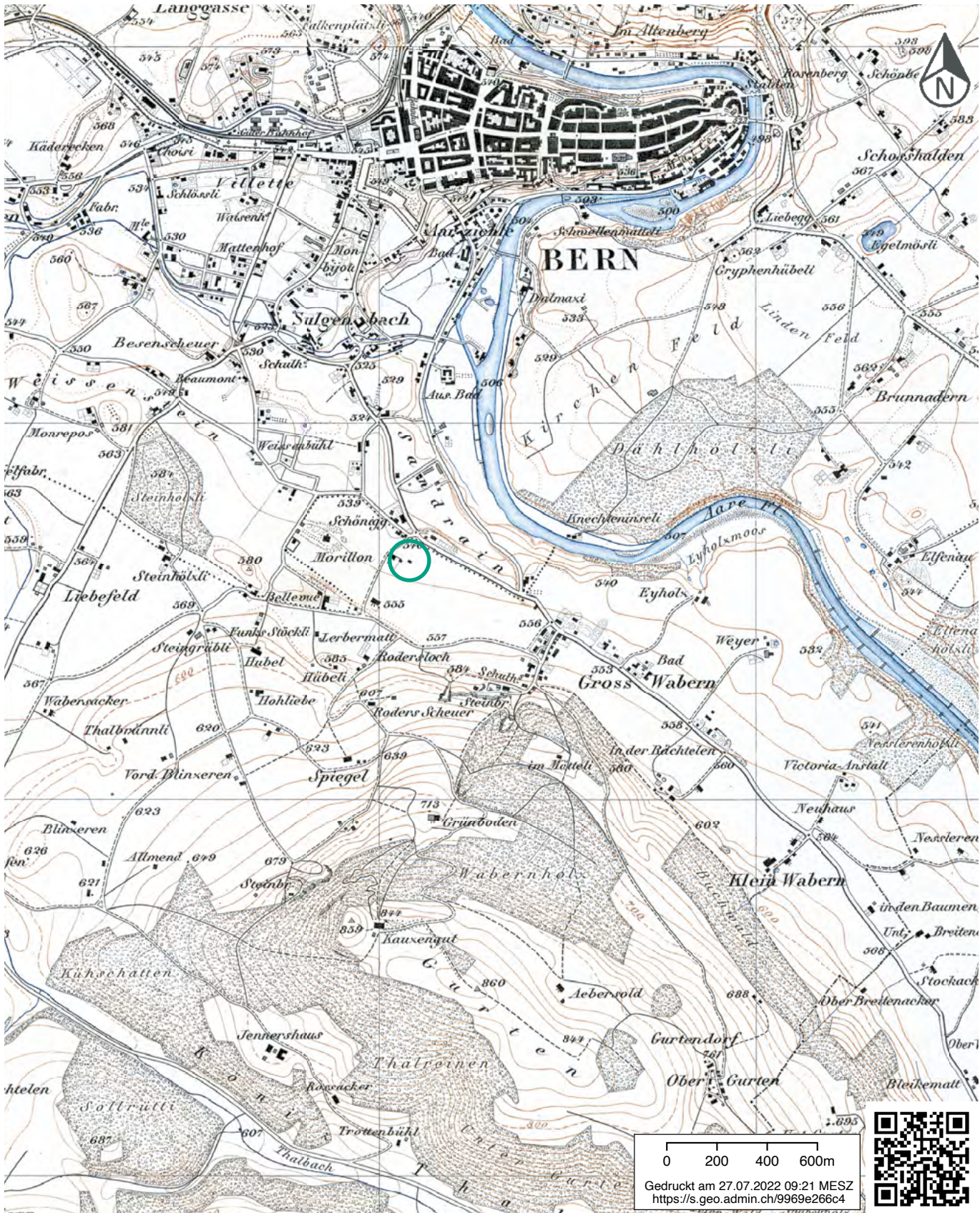


Stöckli Unteres Morillongut Wabern BE, 19. Jahrhundert


... der Weg zum Museumsgebäude





0 200 400 600m
 Gedruckt am 27.07.2022 09:21 MESZ
<https://s.geo.admin.ch/9969e266c4>



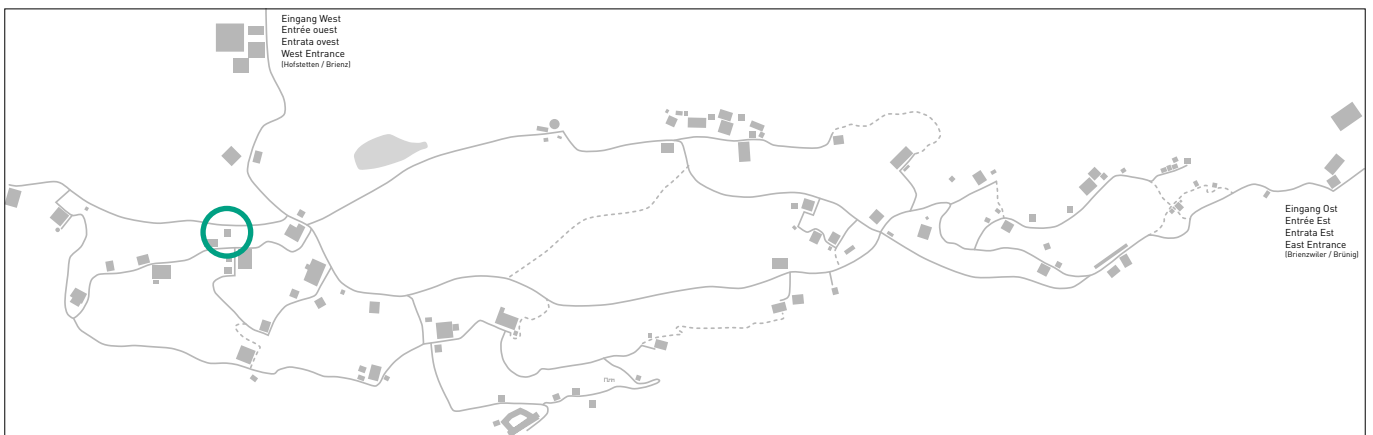
 Schweizerische Eidgenossenschaft
 Confédération suisse
 Confederaziun Svizra
 Confederaziun svizra
 Confederaziun svizra
 Confederaziun svizra

www.geo.admin.ch ist ein Portal zur Einsicht von geolokalisierten Informationen, Daten und Diensten, die von öffentlichen Einrichtungen zur Verfügung gestellt werden
 Haftung: Obwohl die Bundesbehörden mit aller Sorgfalt auf die Richtigkeit der veröffentlichten Informationen achten, kann hinsichtlich der inhaltlichen Richtigkeit, Genauigkeit, Aktualität, Zuverlässigkeit und Vollständigkeit dieser Informationen keine Gewährleistung übernommen werden. Copyright, Bundesbehörden der Schweizerischen Eidgenossenschaft. <http://www.disclaimer.admin.ch>
 © swisstopo

Stöckli Unteres Morillongut Wabern BE, 19. Jahrhundert

Kantonskürzel	BE
Postleitzahl Gemeinde	3084 Köniz
Ort	Wabern
Flur	Unteres Morillongut
Parzelle	10181
Strasse Hausnummer	ehemals Frischingweg 15
Koordinaten (LV95)	2'600'111, 1'197'946
Höhenlage	540 Meter über Meer
Hausbezeichnung	Stöckli
Datierung	19. Jahrhundert
Bauherrschaft	wohl Familie von Wattenwyl
Letzte Besitzer	Versicherungsgesellschaft Schweizer Mobiliar
Abbau – Eröffnung FLM	1984 – 1986

Autor (Monat/Jahr) **Volker Herrmann (07/2022)**



2 Freilichtmuseum der Schweiz, Stöckli Unteres Morillongut: Das ehemalige Nebengebäude aus Köniz-Wabern steht heute in der Geländekammer Berner Mittelland. Lageplanskizze 2022.

← **1** Siegfriedkarte Erstaussgabe, Ausschnitt zu Bern und Köniz: Der Standort des Stöckli liegt nördlich von Wabern im Unteren Morillongut. Kartenblatt 319 (Bern), Jahr 1870.

Umschlag vorne Freilichtmuseum der Schweiz, Stöckli Unteres Morillongut: Das Gebäude aus dem 19. Jahrhundert wurde 1986 auf dem Ballenberg eröffnet. Blick nach Osten. Aufnahme 2012.

Umschlag hinten Köniz-Wabern, Unteres Morillongut: Das Stöckli am ehemaligen Standort. Blick nach Osten. Aufnahme 1984.

Das Gebäude am ehemaligen Standort

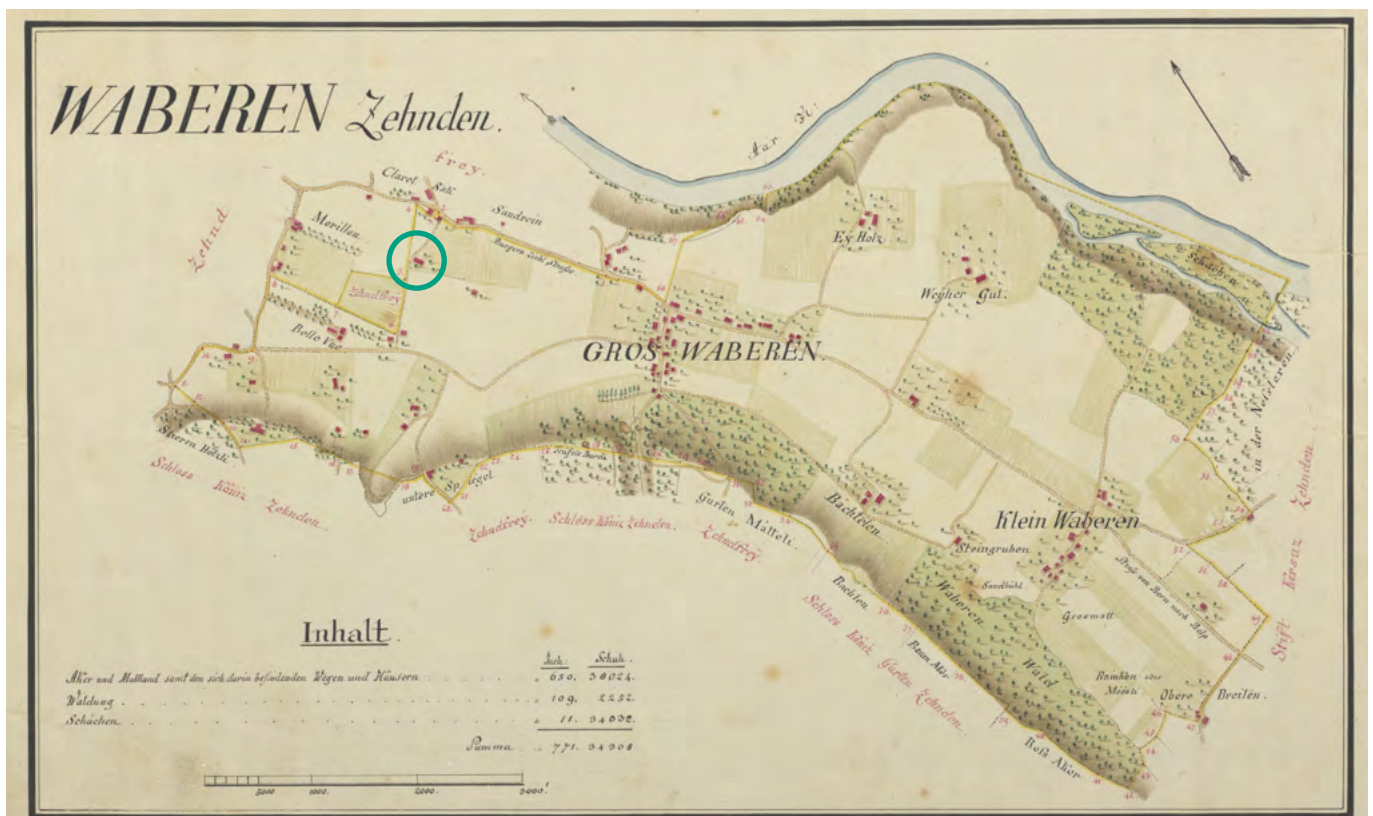
Herkunftsort

Das Stöckli stand bis 1984 im Gemeindegebiet von Köniz, genauer gesagt im Ortsteil Wabern. Die Dorfsiedlung befindet sich im Osten von Köniz, dicht südlich der Berner Stadtgrenze. Naturräumlich und verkehrsgeografisch gleichermaßen günstig auf 540 Meter über Meer gelegen, erstreckt sich das Ortsgebiet von Wabern auf der Niederterrasse der Aare und wird im Osten und Nordosten vom mäandrierenden Flusslauf begrenzt. Im Südwesten erhebt sich der Hausberg der Stadt Bern, der Gurten, der vom Ort aus rasch auf 858 Meter über Meer ansteigt. Richtung Osten erblickt man über die Aare hinweg, kaum einen Steinwurf von Wabern entfernt, die Bundesbauten der Stadt Bern. In den letzten Jahrzehnten hat sich Wabern zu einer Berner Agglomerationsgemeinde entwickelt, die stark von Verstädterung und Siedlungsverdichtung geprägt ist. Nur noch wenige Relikte der Geschichte vor dem 20. Jahrhundert sind dazwischen erhalten geblieben.

Hervorgegangen ist Wabern aus einem zweigeteilten mittelalterlichen Dorf mit den Kernen Grosswabern im Norden und Kleinwabern im Süden.

1223 lesen wir erstmals in den Schriftquellen von der Siedlung «Wäberen». Bis über das 17. Jahrhundert hinweg hat sich das Siedlungs- und Wirtschaftsbild der Landschaft mit den beiden Dorfkernen nur wenig verändert. Die Bewohner der Talschaft betrieben seit jeher Ackerbau und Viehzucht, sowohl an den Hängen des Gurten als auch im vernässten Talraum des Belpmooses. Trotz der günstigen Lage an der Ausfallstrasse der benachbarten Stadt Bern Richtung Thun im Berner Oberland, die bis heute parallel zum Flusslauf verläuft, konnten Handwerk und Gewerbe vor Einführung der Gewerbefreiheit im 19. Jahrhundert kaum Fuss fassen. Verhindert wurde dies durch die Stadt Bern, die in ihrer direkten Umgebung jegliche Konkurrenz zum städtischen Gewerbe unterband.

Im 18. Jahrhundert entdeckte das Berner Patriziat das ländliche Umfeld der Stadt für sich. Dem damaligen Zeitgeist folgend, suchte man auf dem Land Erholung und Kurzweil. Zudem war man bestrebt, die sich dort bietenden Möglichkeiten zur Mehrung des eigenen Familienbesitzes zu nutzen und sich vor Ort in Form herrschaftlicher Gutshöfe eine neue wirtschaftliche Basis aufzubauen. Vermögende und einflussreiche



3 Wabern, Zehntplan: Das Morillongut ist im Nordwesten zu finden. Gut zu erkennen ist die Lage des Unteren Morillonguts, woher das jüngere Stöckli stammt. Um 1810.



4 Köniz, Unteres Morillongut: Blick vom Fuss des Gurtens über das Untere Morillongut im Vordergrund hinweg auf die jenseits der Aare gelegene Stadt Bern. Noch sind die landwirtschaftlichen Flächen von Morillon ungebaut und traditionell genutzt. Aufnahme um 1899.

Familien kauften damals in Reitdistanz zur Stadt in grossem Stil Ländereien und Güter auf, um sich darauf repräsentative Sommerresidenzen, sogenannte *Campagnen*, errichten zu lassen. Man stattete sie meist zusätzlich mit landwirtschaftlichen Ökonomien aus, die durch Pächter betrieben wurden. Anfangs dienten die Ökonomien zur Versorgung des Guts, bald schätzte man sie zudem als willkommene Einnahmequelle. Im Laufe des 18. Jahrhunderts ist ein regelrechter Kranz um die Stadt Bern entstanden, mit Dutzenden einfachen bis reichen *Campagnen* der städtischen Oberschicht. Auf diese Weise bekam die Landschaft «den bis in das 20. Jahrhundert nachwirkenden Charakter der intensiv kultivierten und gestalteten, von Landgütern durchsetzten *Villeggiatura*», einer Landschaft der Sommerfrische für die städtische Oberschicht, die hier die Abgeschlossenheit suchte [Schweizer 2008a, 321; Schweizer 2008b].

Mit dem Kauf eines grossen Grundstücks im Norden von Grosswabern durch Rudolf von Frising im Jahr 1736 kam dieser Trend auch in der Landschaft zwischen Aare und Gurten zum Tragen. Er liess auf seiner neuen Liegenschaft das Gut Morillon errichten. Dies war der Auftakt einer Entwicklung, die in den folgenden Jahrzehnten die bislang von kleinbäuerlichen Verhältnissen geprägten Landschaften und Dorfstrukturen Waberns nachhaltig verändern sollte. Im Umfeld des Morillon-

guts entstanden weitere Landsitze, Gutshöfe und Villen [Dubler 2020; Wikipedia 2021]. Die erhaltene Anlage von Morillon geht im Wesentlichen aber erst auf Friedrich von Wattenwyl (1807–1888), einen Nachkommen von Rudolf von Frising, zurück. 1830 bis 1832 hatte dieser das heutige Hauptgebäude durch den Architekten Ludwig Friedrich Osterrieth im neoklassischen Stil ausführen lassen. Das Gut vererbte sich in der Familie von Tschanner weiter, die es 2021 an einen Investor verkaufte, der die Geschichte nun fortschreiben möchte [Dubler 2020; Wikipedia 2021].

Wesentlicher Bestandteil der *Campagnen* waren neben den Park- und Gartenanlagen auch die Ökonomien, die wie in Morillon hofbildend angeordnet waren [Schweizer 2008a, 323]. Die gut 36 Hektar grossen landwirtschaftlichen Flächen des Morillonguts lagen zwischen der Villa mit den Gärten im Norden und dem Dorf Grosswabern im Süden. Bewirtschaftet wurden sie von drei Höfen aus, dem Unteren Morillongut an der alten Überlandstrasse und heutigen Seftigenstrasse, dem Oberen Morillongut weiter westlich an der heutigen Kirchstrasse sowie dem Hof «im Hirzenkopf» am Dorfrand von Grosswabern [Afolter 2010]. Unser Stöckli auf dem Ballenberg war einst Teil des Unteren Morillonguts und gehörte zur jüngeren Ausbauphase im 19. Jahrhundert. Herrschaftliche Gutsbetriebe wie

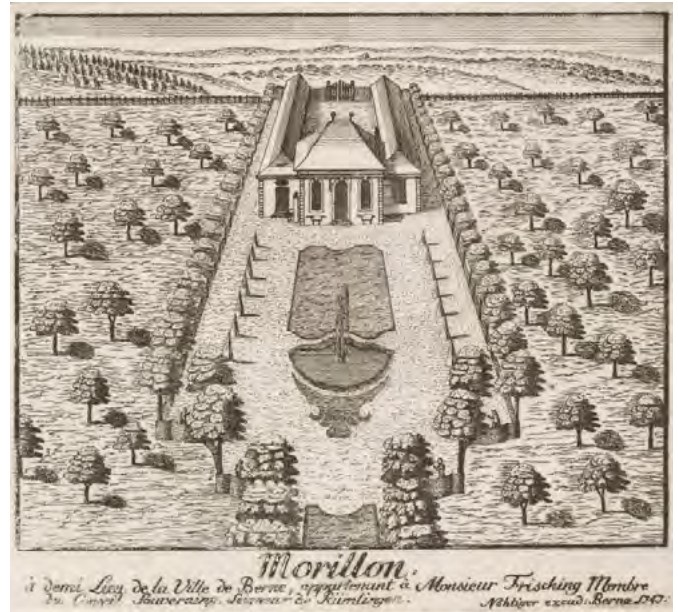
die Morillongüter waren entscheidend für die damalige landwirtschaftliche «Revolution», als Stallhaltung, Viehvermehrung und Düngung zu markanten Ertragssteigerungen führen sollten. Wie hier im Unteren Morillongut gehörten zu den Hofanlagen neben dem Bauern- oder Pächterhaus weitere Nebengebäude, darunter ein Ofen- und Waschhaus, ein Kornspeicher und anderweitige Speicher sowie Remisen und Schöpfe. Zusätzliche Wohngebäude in Form eines Stöckli wie in diesem Fall waren eher selten in den Gutshöfen der Campagnen anzutreffen [Schweizer 2008b].

Die Entstehung und Entwicklung der Bernischen Landgüter ist eng verknüpft mit der Gründung der *Oekonomischen Gesellschaft Bern*, die 1759 vor dem Hintergrund einer gefährlichen Versorgungslage im Staat Bern erfolgt war. Der Gründung waren eine Missernte und der Siebenjährige Krieg vorausgegangen. In der neuen Sozietät sah man zugleich eine stimmige Antwort auf den verschärften internationalen Konkurrenzkampf, indem die Anstrengungen zu einer Steigerung der heimischen Produktivität in der Landwirtschaft und im Gewerbe gefördert wurden. Mit Vinzenz Bernhard Tschanner trug ein Spross der späteren Eigentümerfamilie des Morillonguts federführend in der Gesellschaft Verantwortung, die massgeblich die Entstehung und den Betrieb von Gutshöfen wie in Morillon stimulieren sollte [Stuber 2008].

Die jüngeren Entwicklungen in der Landwirtschaft des 19. Jahrhunderts gingen in Wabern bereits mit grossen gesellschaftlichen und infrastrukturellen Veränderungen im Umfeld der Stadt Bern einher. 1834 war Wabern der Gemeinde Köniz als Ortsteil zugeschlagen worden. Insbesondere die neue Verkehrserschliessung – unter anderem das Tram von Wabern nach Bern Bahnhof ab 1894 und die Gürbetalbahn 1901 – regten ab dem frühen 20. Jahrhundert den Wohnungsbau in Gross- und etwas später auch in Kleinwabern an. Spätestens seit den 1930er Jahren wurden schrittweise die alten Siedlungen und Güter zerstückelt und sukzessive überbaut. Die in der Landschaft bereits zuvor an vielen Stellen entstandenen Villen, die alten Bauernhäuser und zugehörigen Nebengebäude mussten schrittweise weichen [Dubler 2020]. Alleine das Untere Morillongut konnte neben der zur Campagne gehörenden Villa dem Veränderungsdruck weitgehend trotzen. Abgesehen vom Stöckli und vom Verlust landwirtschaftlicher Flächen ist es bis heute vor Ort erhalten [Kanton Bern Bauinventar].

Lage, Baugruppe und Wirtschaftsweise

Das Stöckli war Teil des Unteren Morillonguts, von dem aus, zusammen mit den beiden anderen Höfen, die umliegenden Ländereien des Landsitzes bewirtschaftet wurden. Die als Streusiedlung angelegte Hofstelle lag inmitten der Ackerflächen, auf denen nach Aussage des letzten Bewohners des

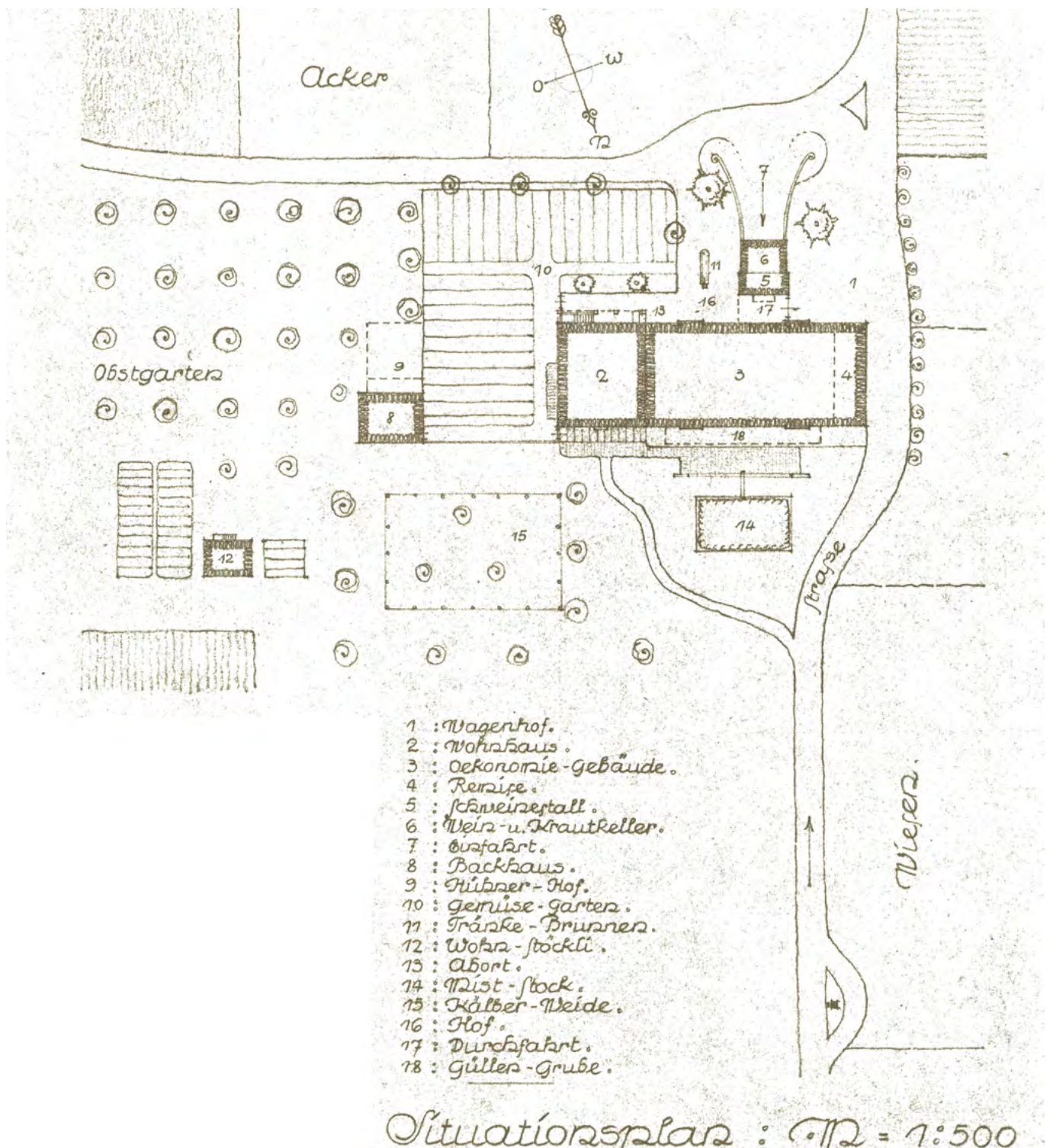


5 Wabern, Morillon: Ansicht der Campagne Morillon von Süden mit dem von Rudolf Emmanuel Frisching einige Jahre zuvor neu gebauten Herrenhaus. Die Ausstattung mit weitläufigen Gärten und Parkanlagen ist charakteristisch für Berner Campagnen. Neben den Ökonomien besaßen diese einen hohen Stellenwert. Plan von Johann Ludwig Nöthiger, 1749.

Stöckli, Christian Jaquet, vorrangig Getreide und Mais angebaut worden sind. Auch eine Obstbaumwiese und Pflanzplätze umgaben das Stöckli. Dies belegt auch ein detaillierter Aufnahmeplan der Hofstelle von 1918 [Affolter 2010; Jaquet 2019].

Das dreiteilige herrschaftliche Bauernhaus des Pächters steht heute noch prominent an der Frischingstrasse, die das Gut von Westen her erschliesst [Kanton Bern Bauinventar]. Zum Weg ausgerichtet liegen die Remise und die Ökonomie. Quer dazu angeordnet steht hofseitig der Wohnteil, ein Sandsteinbau mit Fachwerkobergeschoss und Krüppelwalmdach, der wohl zum Ursprungsbestand des Morillonguts von 1736 gehört. Erbaut worden ist das Bauernhaus vermutlich von Rudolf Emanuel Frisching. Nordseitig schlossen der Miststock und eine Kälberweide an. Auf der Süd- und Ostseite war der Wohnteil von Gemüsegärten eingefasst, was durch ein historisches Foto schön dokumentiert ist.

Südlich lag der Hofplatz mit Tränkebrunnen, Abort- und Güllegrube sowie einer Auffahrt ins Obergeschoss der Ökonomie, unter der ein Schweinestall und der Wein- und Krautkeller eingebaut waren. Durch die Auffahrt vom Innenhof getrennt, lag wegseitig ein weiterer Hofbereich, der als Wagenplatz genutzt worden sein soll. Im Norden der Ökonomie war der Miststock angeordnet. Weiter südlich steht bis heute ein herrschaftlich anmutender, massiver Bau mit Sandsteinlisenen in den Eckbereichen, Frontlaube und geschwungenem Mansard-



6 Köniz-Wabern, Unteres Morillongut: Schematischer Aufnahmeplan zu den Liegenschaften des Guts. An der Nordostecke ist das heutige Museumsstöckli, das damals noch als Gesindehaus des Guts genutzt wurde, mit der Nummer 12 eingetragen. Nach Süden ausgerichteter Aufnahmeplan des Technikums Burgdorf, 1918.

dach. Dieser Bau gehörte wahrscheinlich ebenfalls zur Gründungsausstattung des Unteren Morillonguts in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, fehlt aber aus unbekanntem Gründen auf dem Plan von 1918. Vermutlich wurde das heute

am Frischingweg 21 gelegene Gebäude einst als Speicher genutzt. [Kanton Bern Bauinventar]. Östlich abgerückt vom Pächterhaus ist das zugehörige Backhaus an der Frischingstrasse 17 erhalten, ein eingeschossiger, herrschaftlicher



7 Köniz-Wabern, Unterer Morillongut: Blick nach Südwesten auf den Wohnteil des Pächterhauses im Unterer Morillongut, heute Frischingweg 19, mit den Gärten im Vordergrund. Gebaut war der herrschaftliche Wohnstock mit eindrücklichem Walmdach, gemauertem Erdgeschoss und Rieg im Obergeschoss. Aufnahme wohl ausgehendes 19. Jahrhundert.

Massivbau mit Eckquaderung und Vollwalmdach [Kanton Bern Bauinventar]. Im Umfeld wurden die Hühner gehalten. Das Stöckli stand frei auf den landwirtschaftlichen Flächen, nördlich des daran anschliessenden Obstbaumgartens. Im 19. und frühen 20. Jahrhundert war darin das Gesinde des Hofguts untergebracht. Das auf den Ballenberg translozierte Gebäude hebt sich durch seine vergleichsweise schlichte Fachwerkkonstruktion beziehungsweise *Riegbauweise*, wie man sie auch nennt, von den sonst herrschaftlich gehaltenen Bauten des Guts ab. Noch weiter abseits steht im Osten, heute am Frischingweg 23 gelegen, ein weiterer zweigeschossiger Speicher, der als Bohlen-Ständerbau mit Krüppelwalm und Aufgangslaube gebaut ist. Er datiert laut Inschrift in das Jahr 1719 und soll 1947 vom «Hirzenkopf-Gut» hierher verschoben worden sein [Kanton Bern Bauinventar].

Die Hofstelle kann im Sinne der Oekonomischen Gesellschaft Bern als mustergültiges Gut des 18./19. Jahrhunderts gelten. Die Folgen für die Landschaft durch Umgestaltungen und eine Intensivierung von Landbau und Viehwirtschaft waren unübersehbar. Zu den Massnahmen, die von Gütern wie dem Unterer Morillongut ausgingen, gehören Güterzusammenlegungen und

die mit der vermehrten Stallhaltung verbundene Düngung der Landwirtschaftsflächen, aber auch Entwässerungsmassnahmen und die Optimierung der traditionellen Dreizelgenwirtschaft durch den Übergang zur Dreifelderwirtschaft, bei der die Brache durch den Anbau einer Futterzwischenfrucht ersetzt wurde [Salzmann 2008, 49–51].

Parallel zur Intensivierung der Land- und Viehwirtschaft erhöhte sich der Bedarf an Arbeitskräften und damit auch der Platzbedarf, um sie auf den Gütern unterzubringen. Der Bau des Stöckli im 19. Jahrhundert ist ein gutes Beispiel dafür, wie man dem zunehmenden Raumbedarf auf den grossen Höfen gerecht werden wollte. In seiner Funktion entspricht das Stöckli vom Unterer Morillongut damit nicht ganz dem gängigen Schema dieses Bautyps. Eigentlich waren solche Bauten vorrangig als Altenteil vorgesehen, in dem die ältere Generation auf dem Hof untergebracht wurde. Zudem war in der Regel das Stöckli mit einem Ofen- und Waschraum im Erdgeschoss ausgestattet, der in diesem Fall fehlt [Affolter et al. 2013, 145]. Die Nutzung beschränkte sich hier im Wesentlichen wohl auf die Wohnfunktion für einen Teil der Arbeitskräfte vom Unterer Morillongut.

Baugeschichte

Über die Baugeschichte des Stöckli aus dem Unteren Morillongut wissen wir kaum etwas, da schriftliche Quellen zum Bau und zur Nutzung fehlen. Auch das Kartenmaterial hilft uns bei der zeitlichen Einordnung nicht weiter. Das schmucklose und schlicht gestaltete Zweckgebäude weist selbst ebenfalls keine verwertbaren Inschriften auf. Zudem steht eine dendrochronologische Untersuchung von Bauhölzern aus, die uns vielleicht auf naturwissenschaftlichem Wege Auskunft über die genaue Bau- und Nutzungszeit geben könnte. Es bleibt nur der formale Vergleich mit ähnlichen Fachwerkgebäuden im Raum Bern. Diese lassen am ehesten an eine Entstehung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts denken, vielleicht in der Zeit um 1820 [Affolter 2010].

Besitzergeschichte

Der Venner Rudolf Emanuel Frisching, Herr der Herrschaft Rümli, kaufte 1736 eine Matte auf dem «Weissenstein» mit den darauf befindlichen Gebäuden und nannte das Gut «Morillon». Es ist denkbar, dass sich dieser Name auf die vor Ort angebaute Rebsorte, einen Chardonnay, bezieht, der früher unter dem Namen Morillon bekannt war [Wikipedia, Chardonnay]. Ein Bezug zu dem in Savoyen gelegenen, gleichnamigen Ort ist allerdings ebenso möglich. Frischings Nachfolger erweiterten es durch den Zukauf der Lebermatte, des Kirchbühls und von Ländereien in Richtung Wabern, verbunden mit den alten Zinsrechten des Dorfes. Der letzte Oberherr von Rümli, Johann Rudolf Frisching, überliess 1829 das Morillon seiner einzigen Tochter Sophie von Wattenwyl-von Bursinel und deren Gemahl. Diese liessen das neue, vornehme Landhaus erbauen, das bis heute besteht. Nach dem Tod von Ferdinand Carl Friedrich von Wattenwyl kam 1877 das Morillon über seine Witwe an die Familie von Tschärner, die es bis vor Kurzem im Besitz hatte [Berner Woche 1932 und Hurni 1980, 17, zitiert nach Affolter 2010; Mayenc 1981, 74–78].

Der erste Herr auf Morillon, Rudolf Emanuel Frisching, geboren 1698 und verstorben 1780 in Bern, hatte 1717 bis 1719 als Volontär in der Schweizergarde in Paris gedient, war dann durch Frankreich, Flandern, Holland und England gereist, bevor er sich 1727 mit Anna Margaritha von Wattenwyl verheiratete. Er war Mitglied des Grossen Rates, Landvogt zu Köniz und Venner, also Fähnrich der Stadt Bern. Neben dem Morillongut besass er viele weitere Güter im Raum Bern [Berner Woche 1932].

Vermutlich war das Untere Morillongut von Beginn an Teil der Campagne, worauf der teilweise vor Ort erhaltene Baubestand am heutigen Frischingweg hindeutet. Das Stöckli dürfte erst im frühen bis mittleren 19. Jahrhundert hinzugekommen sein. Vielleicht fiel der Bau des Stöckli bereits in die Zeit, als Sophie von Wattenwyl-von Bursinel und ihr Mann die Geschieke in Mo-



8 Rudolf Emanuel Frisching (1698–1780): Berner Patrizier und Bauherr des Morillonguts im 18. Jahrhundert. Ölbild von Johann Rudolf Huber, 1722.

rillon lenkten und das Gut zu neuem Glanz brachten. Über die Landwirte des Guts und die Bewohnerschaft des Stöckli wissen wir noch wenig. Immerhin ist der letzte Pächter des Unteren Morillonguts bekannt, Christian Siegenthaler, Zusammen mit seinen Eltern war er um 1924 vom «Hirzenkopf», dem dritten zu Morillon gehörigen Hof, in das Untere Morillongut gezogen [Affolter 2010]. Schon wenige Jahre später, nach Auskunft von Bernhard Tschärner bereits um 1940, war die Landwirtschaft vom Herrnsitz abgetrennt worden. Den zum Stöckli gehörenden Bauernhof gab man damals auf. Bis dahin waren im Stöckli die Knechte, Mägde und Dienstboten des Unteren Morillonguts untergebracht [Bellwald 2014]. Das kleine Nebengebäude blieb jedoch bis 1975 vermietet, bevor es dem Verfall preisgegeben wurde. Zuletzt war es von Christian Jaquet bewohnt. Da das gesamte landwirtschaftliche Gebiet des Morillonguts als Bauzone ausgeschieden wurde und seit 1970 ein rechtskräftiger Bebauungs- und Gestaltungsplan vorlag, in dem das Stöckli nicht berücksichtigt worden war, wurde es vom damaligen Eigentümer, der Mobilienversicherung, dem Freilichtmuseum zur Übernahme angeboten [Schiffmann 1982].



9 Köniz-Wabern, Stöckli Unteres Morillongut: Blick von der östlichen Feldseite auf das Fachwerkstöckli mit seinem regelmässig angeordneten Riegwerk und dem prägenden Krüppelwalmdach. Umgeben ist das Stöckli von Streuobstwiesen. Aufnahme um 1984.

Baubeschreibung

Konstruktion / Bautyp

Das Stöckli war als zweckmässiges Wohn- und Speichergebäude konzipiert, errichtet als zweigeschossiger geriegelter Holzbau, ausgestattet mit einem Kellergeschoss und Laubengängen auf den beiden Traufseiten. Die Wandhölzer waren allesamt untereinander mit Zapfenkonstruktionen verbunden, während der an den Ecken verblattete Schwellenkranz zusätzlich mit aufgenagelten Eisenbänder gesichert war. Typisch für den hier ausgeführten Fachwerkbau sind die regelhaft eingebauten wandhohen Streben und das vergleichsweise schwach dimensionierte Bauholz. Beides deutet auf eine recht späte Entstehung, sicher nach dem 18. Jahrhundert hin. Massgeblich prägend war das in der Region im 18./19. Jahrhundert weitverbreitete Krüppelwalmdach mit den an beiden Giebelseiten angelegten Schwebgiebelkonstruktionen. Auf der zum Gut weisenden Westseite war der Schwebgiebel in Form einer

Berner Ründe mit Brettern verschalt, während die gegenüberliegende Feldseite offengeblieben war. Hinsichtlich seiner handwerklichen Merkmale kann der Fachwerk- oder *Riegbau* als typisch für das 19. Jahrhundert im Raum Bern gelten. Kennzeichnend ist die Verbindung traditioneller Architekturformen des Spätbarocks mit den gerade neu im Baubetrieb aufkommenden gewerblichen Handwerksmethoden. Zugleich reagierte man beim Bau bereits auf die im 19. Jahrhundert knapper werdenden Holzressourcen. Die vergleichsweise dünnen und ebenmässig gefertigten Bauhölzer zeigen, dass man das Holz nicht mehr in traditioneller Weise durch das Aufspalten der Bäume mit Keilen und durch das kantige Behauen der Stämme mit der Breitaxt gefertigt hat. Vielmehr waren sämtliche Balken im Sinne der Rationalisierung im Sägewerk vorgefertigt und von den Zimmerleuten für den Riegbau nur noch angepasst worden. Der Bau zeigte entsprechend satt sitzende Holzverbindungen, die im Gegensatz zu älteren Holzbauten ohne Holznägel auskamen. Mit serienmässig hergestellten Ei-



10 Freilichtmuseum der Schweiz, Stöckli Unteres Morillonogut: Das im Sägewerk vorgefertigte Bauholz weist festsitzende Holzverbindungen auf, die allesamt ohne Holznägel auskommen. Abbundzeichen eines handwerklichen Abbunds der Hölzer auf einem Zimmereiplatz fehlen. Die Zimmerleute nutzten offenbar das standardisierte Bauholz und fertigten vor Ort nur noch die nötigen Zapfenverbindungen mit Säge und Stechbeitel. Aufnahme 2022.



11 Freilichtmuseum der Schweiz, Stöckli Unteres Morillonogut: Blick auf die südwestliche Ecke des Stöckli. Gut zu erkennen ist die zusätzliche Sicherung der Eckverbindung des Schwellenkranzes mit einem Eisenband. Dies ist ein gutes Indiz für eine späte Entstehung des Gebäudes, als die Handwerkstraditionen bereits von den neuen Formen des gewerblichen, rationalisierten Bauens abgelöst worden waren. Aufnahme 2022.

sennägeln und -bändern waren einige Bauteile zusätzlich fixiert. Die Merkmale charakterisieren den Übergang vom traditionellen Zimmermannshandwerk zum seriellen neuen Bauen [Bellwald 2014; Diethelm/d'Andrea 1987].

Die Raumgliederung des auf allen Seiten freistehenden Gebäudes war sowohl im Erdgeschoss als auch im Obergeschoss zweiraumtief angelegt. Darunter bestand ein tonnengewölbter Keller, über dem Obergeschoss gab es ein wohl zu Speicherezwecken genutztes Dachgeschoss. Die Boden- und Deckenkonstruktionen waren wie im Fachwerkbau üblich aus Balken und Bohlen gefügt.

Aussenbau

Der etwa 7,3 Meter lange, 5,5 Meter breite und insgesamt etwa 7,4 Meter hohe Bau wies unter dem Krüppelwalmdach auf drei Aussenseiten ein identisch gestaltetes, stockwerkweise abgebandenes Fachwerk auf. Dieses zeigte auf den beiden Giebel-

seiten und im Norden eine sehr einfache gitterförmige Gliederung mit senkrechten Wandständern und -stiele sowie Brustriegeln und in den äusseren Gefachen angeordneten wandhohen Streben wechselnder Ausrichtung. Nur die Gliederung der Südseite wich davon ab. Dort waren anstelle der äusseren Streben nur in einem mittleren Gefach von Erd- und Obergeschoss je zwei gegenständige Wandstreben eingefügt. Um auch im Obergeschoss einen niveaugleichen Schwellenkranz zu erreichen, waren die Deckenbalken an den beiden Giebelseiten aufgedoppelt.

Beide Traufseiten waren auf der gesamten Hauslänge mit Seitenlauben ausgestattet, wobei nur die Südlaube von einer Ausstertreppel erschlossen war. Die Nordlaube fungierte hingegen wohl in erster Linie als Zugang zu einem Abort auf der Feldseite. Zugleich diente sie als Wetterschutz für den darunterliegenden Hauseingang und den Kellerzugang. Letzterer führte über eine aus Bruch- und Werksandsteinen gemauerte



12 Köniz-Wabern, Stöckli Unteres Morillongut: Blick nach Westen auf den aus Bruch- und Werksandsteinen gefügten Kellerabgang auf der damaligen Nordseite des Stöckli. Erschlossen wurde darüber ein kleiner tonnengewölbter Keller unter dem Stubenbereich. Hinter dem Holzgeländer ist die Haustür zu erkennen, die in die Küche im Erdgeschoss führte. Aufnahme 1984.



13 Köniz-Wabern, Stöckli Unteres Morillongut: Blick nach Nordosten auf die hofseitige Westfassade mit den Stuben im Erd- und Obergeschoss. Vor der Fassade steht Spalierobst. Die Wand im Erdgeschoss hat nachträglich eine Bretterschalung als Wärmedämmung bekommen. Der Schwebgiebel der Dachkonstruktion unter dem Krüppelwalm ist hier auf der Westseite als Ründe ausgebildet und mit Brettern verschalt. Aufnahme 1984.

Stiege von Osten her zum tonnengewölbten Keller. Auf der Westseite war der Abgang zur Haustür hin mit einem hüfthohen Holzgeländer eingefasst. Auf der nördlichen Traufseite bestanden zudem zwei übereinander angeordnete Zugänge. Der untere erschloss ebenerdig die im Osten gelegene Küche. Der obere Zugang diente vermutlich als Ausgang, um von der Kammer zum Abort zu gelangen. Auf der Südseite gab es eine dritte Tür, über die man von der dortigen Laube aus in die obere Stube gelangte.

Auf den Längsseiten bestanden anfangs wohl nur zu den beiden Stuben im Erd- und Obergeschoss Fenster. Jenes im Erdgeschoss lag neben der südlichen Laubentreppe. Das Seitenfenster der oberen Stube war exakt darüber angeordnet. Ansonsten konzentrierte sich die Befensterung auf die beiden

Giebelseiten. Die Öffnungen waren alle als Einzelfenster angelegt und wie an der südlichen Traufseite übereinander angeordnet sowie an den Wandstielen und Rähmbalken des Fachwerks ausgerichtet. Zwei Fenster gab es auf der rückwärtigen östlichen Küchenseite, vier bestanden auf der westlichen Stubenseite. Alle Fenster scheinen nachträglich nochmals vergrößert worden zu sein. Darauf deuten die auffallend grosszügigen Masse der zweiflügeligen und dreifach geteilten Fenster sowie die ungewöhnlich tief angeordneten Riegel der Fenstersimse hin. Ursprünglich dürften fast quadratische Fensteröffnungen bestanden haben, die zwischen Brustriegel und Wandrähm eingebaut waren.

Das vermutlich nur als Speicherraum genutzte Dachgeschoss war auf beiden Giebelseiten mit je einer Lüftungsöffnung aus-

14 Köniz-Wabern, Stöckli Unteres Morillongut: Blick nach Norden auf die Südfassade mit dem hier abweichend von den übrigen Fassaden gefügten Fachwerk. Die wandhohen Streben sind hier nicht an beiden Seiten angeordnet, sondern mittig. In den Stubenbereichen gibt es jeweils ein Fenster auf der Traufseite. Die auf der vollen Hauslänge angelegte Seitenlaube diente mit der Aussen-treppe in erster Linie als äussere Erschliessung des oberen Stockwerks. Aufnahme 1984.



15 Köniz-Wabern, Stöckli Unteres Morillongut: Blick nach Südosten auf die nördliche Traufseite und den westlichen Giebel mit der Ründe. Wie das Bild zeigt, lagen auf der Nordseite unter der Seitenlaube der Hausein-gang und der von Osten aus begehbare Treppenabgang zum Keller. Aufnahme 1984.



gestattet. Im Westen bestand unter der bretterschalten Ründe ein kleines Rundfenster, auch *Ochsenaug* genannt. Die Öffnung im Westen war etwas grösser und als trapezförmige Luke gestaltet. Sie diente wohl zugleich zum Aufziehen und Einlagern von Lasten. Das Küchenfenster im oberen Stock der Nordseite gehörte nicht zum Ursprungsbestand und wurde erst später eingebaut.

Von besonderem Interesse ist die beim Abbau nachgewiesene Ausfachung der Wände. Sie bestand im Obergeschoss aus

hochkant gestellten Sandsteinplatten, die mit einem dünnen weissen Kalkputz überstrichen waren [Diethelm/d'Andrea 1987]. Im Parterre waren die Flächen zwischen dem Rieg mit Backsteinen ausgemauert und hell verputzt. Die westliche Giebelwand trug zuletzt im Erdgeschoss darüber eine Holzverschalung als Wärmedämmung im Stubenbereich.

Dach

Das liegende Dachwerk war als Sparrenkonstruktion mit Firstpfette konzipiert. In den drei Hauptgespärren – zwei davon in



16 Köniz-Wabern, Stöckli Unteres Morillongut: Das Stöckli ist bereits bis zum Schwellenkranz hin vollständig abgebaut. Dazwischen liegen Reste der ehemaligen Ausfachung mit stehenden Sandsteinblöcken und Backsteinen. Ein Grossteil davon wurde für den Wiederaufbau geborgen. Aufnahme 1984.

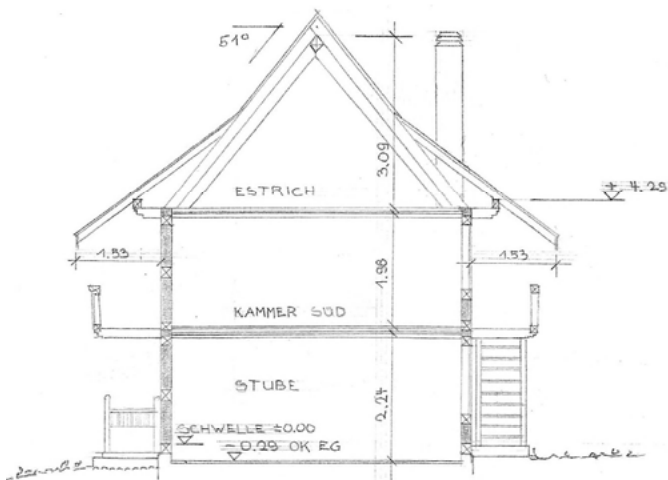
den Giebfeldern – wurde die Firstpfette von schrägen Streben getragen. Darüber und in den Zwischengespärren waren die oben verblatteten Dachsparren angeordnet, deren untere Enden in die Oberseiten der Ankerbalkenlage eingezapft waren. Um die Seitenlauben vor der Witterung zu schützen und einen ausreichenden Dachüberstand zu erreichen, kragten die Ankerbalken auf beiden Traufseiten vor. Ihre in damaliger Mode schlicht profilierten Balkenenden trugen jeweils eine Flugpfette, auf der die Enden der Aufschieblinge ruhten. Diese setzten auffallend hoch, etwa in der Mitte der Dachsparren an.

Die im Mittelland üblichen Flugsparrenkonstruktionen nahmen den Dachvorsprung auf den Giebelseiten auf. Die zugehörigen schrägen Streben waren im Fussbereich in den vorkragenden und mit Bügen verstärkten Wandrähmbalken der Traufseiten verankert und mit Flugsparrendreiecken gesichert. Oben endeten sie auf halber Höhe und waren dort über einen aufgezapften und mit Kopfstreben gesicherten Querbalken verbunden. Dieser diente als Auflager für die fächerförmig angeordneten Krüppelwalmdrafen. Nur die westliche Flugsparrenkonstruktion war zusätzlich in Berner Manier als Ründe

gestaltet und entsprechend mit Holzbrettern verschalt. Die Deckung bestand mehrheitlich aus handgestrichenen Spitzziegeln, die im Zuge von Reparaturen durch jüngere Biberschwanzziegel aus industrieller Fertigung ergänzt worden waren.

Innenräume

Der gemauerte und mit einer flachen Tonne überwölbte Kellerraum besass eine Grundfläche von rund neun Quadratmetern. Angeordnet war er auf der Westseite unter der Stube, erschlossen über die Aussentreppe auf der Nordseite. Das Parterre war zweigeteilt und bestand aus einer zum Hof gerichteten und wohl mit einem Kachelofen beheizten Stube und einer etwas schmaleren Küche auf der Rückseite. Über die Küche war das Haus ebenerdig von Norden her erschlossen. In der Stube waren Wand und Decke mit einem grau gefassten Holztäfer verkleidet. Dieser sorgte in den Wohnräumen für eine angenehme Raumatmosphäre und zugleich für eine Isolierung der Aussenwände. Im Obergeschoss, das über die Aussentreppe und die Südlaube zu erreichen war, bestanden anfangs zwei weitere Wohn- beziehungsweise Schlafräume. Wohl am Ende



17 Köniz-Wabern, Stöckli Unterer Morillongut: Querschnitt durch das Gebäude. Gut abzulesen ist die Konstruktion des Sparrendachs mit den traufseitigen Flugfetten und den darauf lastenden Aufschieblingen. Aufnahme 1984.

des 19. Jahrhunderts wurde im Zuge eines grösseren Umbaus im Obergeschoss eine zweite kleine Wohnung mit separater Küche eingerichtet. Sie war mit einem Sparherd ausgestattet. Seitdem führte zusätzlich von der Nordostecke der Küche aus eine steile, leiterförmige Innentreppe zu den beiden Räumen im Obergeschoss [Meili 1984]. Sie endete in einem mit einer Holztrennwand abgegrenzten Vorraum. Dieser jüngere Bestand wurde beim Wiederaufbau nicht mehr berücksichtigt.

In allen Räumen und auf den Lauben war ein mit Nut und Kamm zusammengefügtter Bretterboden verlegt. Nur in der später eingebauten Küche im Obergeschoss und in der Erdgeschossküche bestanden Backstein- beziehungsweise Tonplattenböden [Diethelm/d'Andrea 1987].

Würdigung

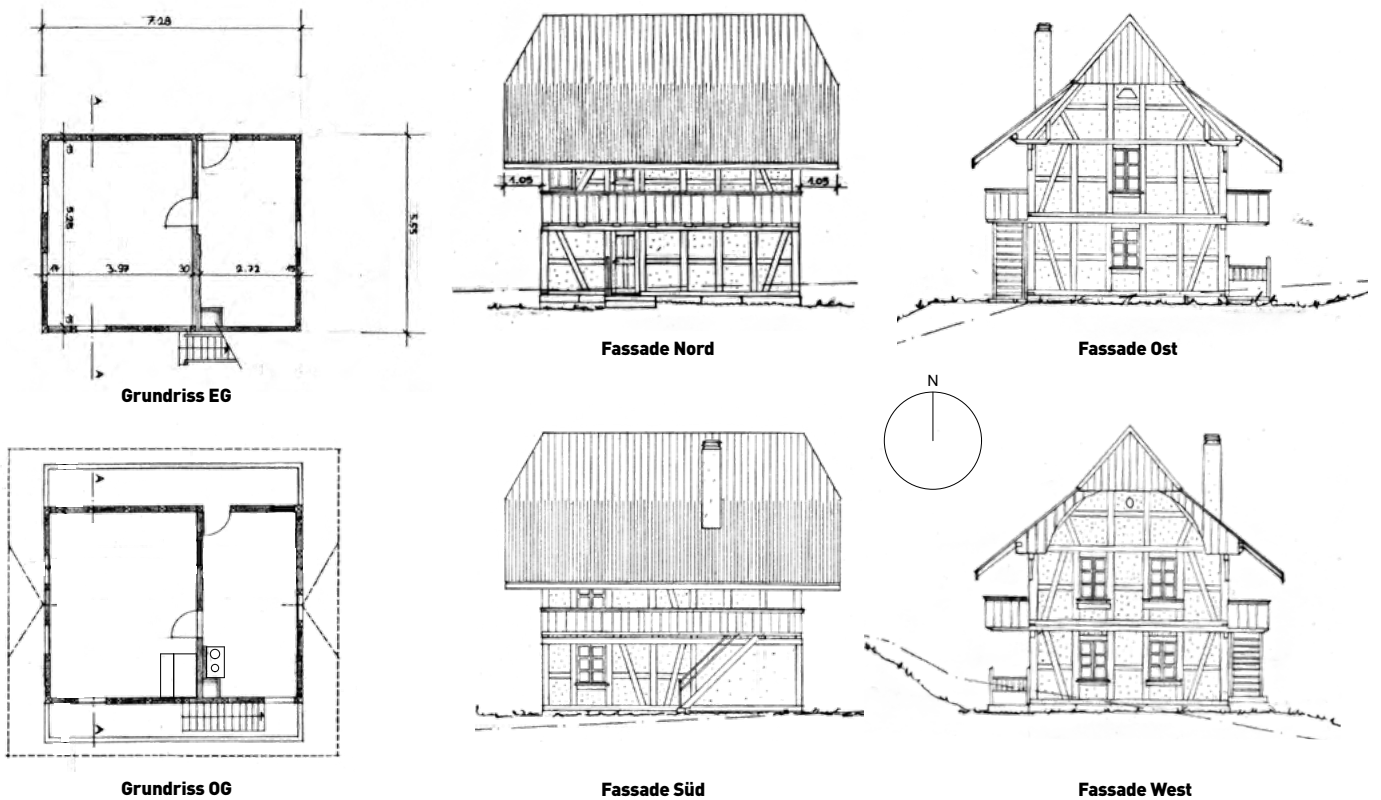
Das Haus vom Unteren Morillongut in Köniz-Wabern wird als *Stöckli* bezeichnet, ein im Schweizer Mittelland und speziell in der Region Bern charakteristischer ländlicher Gebäudetyp der frühen Neuzeit und Neuzeit. In der Bauernhausforschung wird der Begriff dazu verwendet, ein kleines, zum Wohnen genutztes Hofgebäude mit einfachem standardisiertem Grundriss sowie Lagermöglichkeiten im Keller und im Dachgeschoss zu beschreiben. Im Unterschied zum Stöckli aus Köniz-Wabern verfügen solche Gebäude in der Regel über einen Ofenraum im Erdgeschoss, der allerdings in diesem Fall nicht nachzuweisen ist. Stöckli dienten vorrangig der älteren Generation auf dem Hof als Wohnraum, konnten aber auch von weiteren Familienmitgliedern oder wie in diesem Fall vom Hofgesinde bewohnt werden. Der zweigeteilte Grundriss des Stöckli vom Morillongut mit einer Frontstube im Obergeschoss und der direkt dahinter anschliessenden Küche ist regelhaft bei solchen Gebäu-



18 Köniz-Wabern, Stöckli Unterer Morillongut: Blick auf die westliche Giebelwand nach dem Abbau des Daches. Gut abzulesen ist der Verlauf der ehemaligen Ründe und die Konstruktion des Sparrendachs. Aufnahme 1984.



19 Freilichtmuseum der Schweiz, Stöckli Unterer Morillongut: Blick unter die Traufseite des Dachvorstands auf der heutigen Westseite des Stöckli. Der Dachvorsprung mit den Aufschieblingen wird von einer Flugfette getragen, die auf den Vorsprüngen der Ankerbalken liegt. Die Köpfe der Balken sind in zeittypisch schlichter Manier verziert. Aufnahme 2022.



20 Freilichtmuseum der Schweiz, Stöckli Unteres Morillonlougut: Grundrisse von Erd- und Obergeschoss. Bis auf die Drehung um rund 90 Grad gegen die Uhr, entspricht der heutige Bestand noch weitgehend der ursprünglichen Raumgliederung. Charakteristisch ist die Zweiteilung in jeweils einen grösseren Stubenraum an der Front und eine kleinere Küche auf der Rückseite. Aufnahme 1984.

den zu finden. Dass statt des üblichen Ofenraums zum Backen und Wäschewaschen im Erdgeschoss eine Stube und eine Küche eingerichtet waren, ist der Nutzung als Unterkunft für das Hofgesinde geschuldet. Gewöhnlicherweise war das Obergeschoss wie hier über eine Laube und Aussentreppe zu erreichen und mit einem rückwärtigen Abort ausgestattet.

Generell war das Stöckli ein deutlich sichtbares Zeichen von Besitzstand und Repräsentation sowie wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit des Hof- oder Gutsbesitzers. In diesem Fall ist das Gebäude allerdings auffallend schlicht gestaltet, auf sonst übliche Steinbauteile und Eckquaderungen wurde wohl aufgrund der beabsichtigten Nutzung für das Gesinde verzichtet. Die Ausstattung mit einer für den Berner Raum typischen Ründe, also einem verbretterten Schwebgiebel, sowie mit den beiden Seitenlauben unterstreicht dennoch die soziale Stellung der Bauherrschaft im Dorf [Affolter et al. 2013, 145].

Verbreitet waren Stöckli schwerpunktmässig seit Mitte des 18. Jahrhunderts. Herausgebildet hatten sie sich im gesamten Berner Mittelland aus den mittelalterlichen Wohnstöcken, also meist steinernen zweigeschossigen Wohnbauten, und den dort traditionell üblichen Ofenhäusern. Das «kulturhistorische Phänomen Stöckli» basiert nach dem Bauernhausforscher

Heinrich Christoph Affolter «zu einem guten Teil auf Tradition, Selbstdarstellung und Nachahmung». Bewusst nahm man sich beim Bau «herrschaftliche und städtisch-bürgerliche Bauformen zum Vorbild» [Affolter et al. 2013, 147].

Ähnlich schlichte Stöckli ohne grossen Zierrat sind vor allem unter den jüngeren Vertretern dieses Bautyps zu finden. Gut vergleichbar ist beispielsweise das Stöckli Ferenbalm, Vogelbuchstrasse 18 von 1902, das weitgehend übereinstimmende Fachwerkelemente zeigt. Der Bau weist aber keine Ründe auf und ist bereits mit Formen des Schweizer Holzstils ausgestattet [Affolter et al. 2013, 156–157]. Schlichte Beispiele mit ähnlichen Fachwerkformen und Ründe zeigen auch das Stöckli von Oberwil bei Büren, Möösli 13 von 1882 und das nur mit Schwebgiebel ausgestattete Gebäude von 1801 aus Rapperswil BE, Unterdorfstrasse 8 [Affolter et al. 2013, 158–159]. Die Datierungsspanne reicht demnach von der Zeit um 1800 bis um 1900. Da bereits Merkmale des rationalisierten Baubetriebs, wie vorgefertigte Bauhölzer, das Fehlen von Holznägeln und standardisierte Bauformen sowie geringe Balkenquerschnitte und die Verwendung von Backsteinen als Ausfachung, am Stöckli vom Unteren Morillonlougut zu beobachten sind, dürfte von einer Datierung ab 1820 auszugehen sein. Die Verwendung von Sandsteinplatten als Ausfachung ist sonst wenig bekannt

und dürfte dem guten Zugang zu entsprechenden Steinbrüchen in der Umgebung sowie dem Baubetrieb im herrschaftlichen Teil des Morillonguts geschuldet sein.

Translozierung

Ausgangslage

Im Zuge einer geplanten Grossüberbauung an der Seftigenstrasse, auf einem Teil der früheren landwirtschaftlichen Flächen des Unteren Morillonguts, musste auch das am südlichen Rand der Bauzone gelegene Stöckli weichen. Um das nach rund 20 Jahren Leerstand etwas heruntergekommene Hofgebäude der traditionsreichen Berner Campagne wenigstens im Bestand zu sichern, entschied man sich 1984 kurzfristig, das Stöckli auf den Ballenberg zu transferieren. Unterstützt wurde man dabei sowohl vom damaligen Besitzer der Liegenschaft als auch von der Burgergemeinde der Stadt Bern. Bei der Translozierung konnte man ohne allzu grosse Eile vorgehen und im Vorfeld des Abbaus Planaufnahmen und Fotos zum Gebäude anfertigen. Die vor Ort aufgenommenen Pläne zeigen allerdings nicht detailliert den angetroffenen Zustand, sondern vermengen den tatsächlichen Bestand vor Ort mit dem geplanten Aufbau im Museum.

Der Abbau erfolgte von Hand. Zunächst barg man sorgsam Fenster und Laubenbrüstungen, um anschliessend Dachdeckung und Dachwerk abzutragen. Im nächsten Schritt wurden die Ausfachungen des Riegbaus entfernt, wobei man die Sandsteinplatten und Backsteine der Ausfachungen für den Wiederaufbau bewahrte. Nun konnten die zuvor sorgfältig nummerierten Fachwerkhölzer Stück für Stück geborgen werden, um sie später im Museum wieder an der korrekten Stelle einzubauen. Auf die Mitnahme des Kellers verzichtete man. Nach der Zwischenlagerung der Bauteile in einem Zimmereibetrieb in Hofstetten und der Reparatur des Holzbestands nahm man 1985/86 den Wiederaufbau im Freilichtmuseum in Angriff.

Geländekammer und neuer Kontext

Das Stöckli des Unteren Morillonguts wurde 1985/86 prominent östlich vom Handwerkerhaus aus Herzogenbuchsee, Nr. 381, platziert und ist damit heute Teil der Geländekammer zum Berner Mittelland. Die topografische Lage auf einer kleinen Geländekuppe vor einem nach Süden abfallenden Hanggelände hebt heute die ehemalige hofseitige Giebelfassade recht eindrücklich hervor. Einst war das Stöckli eher versteckt im Bereich von Streuobstwiesen auf der Rückseite des Hofguts angeordnet. Durch den davor angelegten Garten und die umgebenden Wiesen ergibt sich nun ein neues eindrückliches Hofensemble zweier ehemals funktional und räumlich ganz



21 Freilichtmuseum der Schweiz, Stöckli Unteres Morillongut: Im Obergeschoss des Stöckli wurde die ursprüngliche Wandausstattung mit hellgrau gefasstem Täfer und den zweiflügeligen Fenstern des letzten Ausbauszustands wiederhergestellt. Aufnahme 2022.

verschieden zugeordneter Gebäude. Südlich der Baugruppe führt der Museumsweg nach Südwesten zur Baugruppe des Zentralen Mittellands. Auf der Rückseite befindet sich etwas weiter oben im Hanggelände ein Weg, der zur Geländekammer Jura führt. Die südlich anschliessende mittelländische Hofgruppe mit dem Bauernhaus aus Madiswil, Nr. 321, tangiert mit seinem mächtigen und dominant wirkenden Vollwalmdach das Ensemble der beiden Riegbauten aus Köniz-Wabern und Herzogenbuchsee kaum.

Klimawechsel

Gegenüber dem ursprünglichen Standort haben sich die klimatischen Bedingungen deutlich verändert, wenngleich die um rund 100 Meter höhere geografische Lage auf dem Ballenberg gering erscheint. Das Klima ist jedoch hier gegenüber dem Standort im Berner Mittelland mit entsprechend geringeren Durchschnittstemperaturen deutlich alpiner. Während die



22 Köniz-Wabern, Stöckli Unteres Morillongut: Abbau des Stöckli vor Ort. Gerade wird das Dachwerk demontiert und danach wurden die darunterliegenden Fachwerkwände abgebaut. Bevor man die Bauteile abtrug, hatte man sie ordentlich beschriftet, um sie später beim Wiederaufbau korrekt einbauen zu können. Aufnahme 1984.

Niederschlagsmenge nicht wesentlich höher ausfällt, ist auf dem Ballenberg in den Wintermonaten mit grossen Schneelasten zu rechnen, die zusammen mit dem winterlichen Frost dem Ziegeldach erheblich zusetzen. Die Drehung des Gebäudes um 90 Grad gegen den Uhrzeigersinn hat vermutlich weniger Einfluss auf den Baubestand, wohl aber der nördlich und östlich benachbarte Wald.

Das Museumsgebäude

Architektur

Wenngleich der Bestand nicht grundlegend beim Wiederaufbau im Museum angepasst worden ist, so sind doch deutliche Veränderungen festzustellen. So fehlt heute der für den Gebäudetyp einst prägende Keller, der vom alten Standort nicht mitgenommen worden war. Der Riegbau steht deshalb nun auf einem niedrigen Sockel aus Sandsteinquadern. Das angrenzende Umfeld ist gepflastert. Die heutige nördliche Giebelwand ist wegen der jetzigen Hanglage neu aus Bruchsteinen gebaut und fungiert zugleich als Stützmauer. Zuvor war die damalige östliche Giebelwand wie alle anderen Aussenwände in Riegbau ausgebildet. Anpassungen an den beiden Traufseiten mit dem Ersatz des ehemaligen Riegs durch Mauerwerk waren die Folge.

Ein Grossteil des aus Nadelholz gefertigten historischen Bauholzes wurde beim Wiederaufbau des Fachwerks vom Altbau

übernommen, Teile davon mussten jedoch vor allem auf der heutigen Südseite, der ehemaligen westlichen Wetterseite, ersetzt werden. Dabei kam auch Altholz zum Einsatz. Im Unterschied zur ehemaligen farbigen Fassung der Balken, die heute nicht mehr sicher zu identifizieren ist, blieben alle Hölzer ungefasst. Auch das Dachwerk ist original, nur die Dachlattung musste erneuert werden. Zudem sind neue verzinkte Dachrinnen mit Abläufen an den beiden Traufseiten montiert. Die Dachdeckung mit Spitz- und Biberschwanzziegeln wurde übernommen, während der Kamin nach Befund neu aufgemauert werden musste.

Die Gefache schloss man im oberen Bereich wie zuvor mit stehenden Sandsteinplatten. Im Erdgeschoss übernahm man die bereits zuvor verwendeten Backsteine. Unglücklicherweise verputzte man die Ausfachungen nun mit zementhaltigem Mörtel und tünchte sie anschliessend mit Kalk. Der zu harte Mörtel schafft heute erhebliche Probleme beim Unterhalt. Die ehemals weichere Kalkmörtelmischung hatte deutlich günstigere Baueigenschaften und schonte die eingesetzten Natursteine und das Holz.

Die vier Fenster der ehemaligen westlichen Giebelseite mussten nach Bestand ersetzt werden, ansonsten konnte man alle übrigen Fenster ertüchtigen. Das später eingebaute Küchenfenster auf der heutigen Westseite wurde wieder vermauert. Die Eingangstüre im Erdgeschoss musste rekonstruiert werden, während die übrigen Türen original weiterverwendet wurden.



23 Freilichtmuseum der Schweiz, Stöckli Unteres Morillonogut: Zusammen mit dem Handwerkerhaus aus Herzogenbuchsee bildet das kleinere Fachwerkstöckli heute in der Geländekammer Berner Mittelland eine neue Baugruppe. Blick nach Norden. Aufnahme 2018.

Die jüngere Trennwand im Obergeschoss wurde ebenso weggelassen wie die später hinzugefügte innere Treppenerschliessung. Den Boden der Küche im Obergeschoss stattete man nun neu mit historischen Tonplatten aus, die von einem Haus in Gohl bei Langnau BE stammen. Ansonsten wurden überall wieder Bretterböden mit Nut und Kamm eingebaut.

Auf Täferungen verzichtete man im Unterschied zum Vorzustand, bis auf den Stubentäfer im Obergeschoss. Die Wände bekamen stattdessen einen hellen Anstrich mit Grubenkalk. Die erhaltenen Bohlen-Balken-Decken mit quer eingeschobenen Brettern baute man in beiden Stuben wieder ein und fasste sie grau. Im Erdgeschoss verzichtete man wegen der dortigen Präsentation einer historischen Drogerie hingegen auf den ursprünglichen grauen Ölanstrich.

Ausstattung

Da keine Ausstattungselemente vom alten Standort übernommen werden konnten beziehungsweise sollten, ist das heutige Museumsgebäude mit einigen wenigen Objekten aus anderen historischen Gebäuden bestückt. Gemäss der neuen Funktion des Stöckli im Museum wurde die Stube im Erdgeschoss mit der originalen Ausstattung der Drogerie von Gott-

fried Küpfer aus Herzogenbuchsee von 1876 eingerichtet. Deshalb verzichtete man dort auf den Einbau der ehemaligen Öfen. In der ehemaligen Küche im Erdgeschoss sind die Mahl-, Mischwerke, Salben- und Farbmühlen der Drogerie präsentiert [Ballenbergstiftung der Schweizer Drogisten 2013, 14–15].

In der Küche im Obergeschoss steht heute auf einer Sandsteinplatte ein eiserner Sparherd, der aus einem anderen, nicht mehr bekannten Gebäude stammt. Der heisse Rauch des Ofens erwärmt auch den verzierten Specksteinofen im Stubenraum. Dieser stammt aus einem Bauernhaus der Familie Schenk in Gohl bei Langnau BE.

Museale Einrichtung

Das Erdgeschoss des Stöckli wird heute zusammen mit dem Nachbargebäude, dem Haus aus Herzogenbuchsee, für die Präsentation des Schweizer Drogistenverbands genutzt. Gezeigt wird die Geschichte des Drogistenwesens vom historischen Kräutergarten bis zum Fachgeschäft für Naturheilmittel. Das Stöckli beherbergt zu diesem Thema im Erdgeschoss die angesprochene Landdrogerie von 1876, die älteste erhaltene Drogerie der Schweiz.



24 Freilichtmuseum der Schweiz, Stöckli Unteres Morillongut: Blick nach Osten auf die heutige Westfassade des jetzt als historische Drogerie eingerichteten Stöckli. Zu sehen ist unter der Seitenlaube der ehemalige Hauseingang vor der Küche. Da der Keller nicht übernommen wurde, steht das Gebäude jetzt auf einem Sandsteinsockel, das Umfeld ist für den Museumsbetrieb gepflastert. Aufnahme 2022.



25 Freilichtmuseum der Schweiz, Stöckli Unteres Morillongut: Blick in die Südostecke der ehemaligen Stube im Erdgeschoss, in der heute die historische Landdrogerie von 1876 aus Herzogenbuchsee eingebaut ist. Aufnahme 2022.

Zu sehen ist die gesamte Einrichtung mit allen Aufbewahrungsgefäßen, Schubladenstöcken und Gerätschaften des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Im Eingangsbereich werden die einst über Transmission angetriebenen Mahl- und Mischwerke, Salben- und Farbmühlen gezeigt. Der kleine Verkaufsraum ist in der ehemaligen Stube eingerichtet. Dort wurden die indi-

viduellen Mischungen für die Kunden hergestellt und verschiedene Pflanz Zubereitungen und Einzeldrogen im offenen Verkauf angeboten. Vielfach fertigten die Kunden daraus ihre ganz persönlichen Hausmittelchen für die Familie und das Vieh im Stall [Ballenbergstiftung der Schweizer Drogisten 2013, 14–15].



26 Freilichtmuseum der Schweiz, Stöckli Unteres Morillongut: In der ehemaligen Küche im Erdgeschoss werden heute Maschinen und Geräte der Landdrogerie aus dem 19./frühen 20. Jahrhundert gezeigt. Einige der historischen Mühlen und Mischwerke wurden bereits über Transmission angetrieben, sind aber im Museum nicht mehr funktionstüchtig präsentiert. Aufnahme 2022.



27 Freilichtmuseum der Schweiz, Stöckli Unteres Morillongut: Der heute in der oberen Stube des Stöckli gezeigte Specksteinofen stammt aus dem Bauernhaus der Familie Schenk in Gohl bei Langnau BE. Aufnahme 2022.

Didaktisches Konzept und neue Nutzungen

Die heutige historische Drogerie im Erdgeschoss wird vom Drogistenverband bei Anlässen für Vorführungen und Präsentationen genutzt. Gezeigt werden dann die Herstellung und Mischung von altbewährten Heil- und Arzneimitteln sowie allerlei Hausmittelchen, die früher auch gerne auf dem Land selbst zusammengestellt und gemischt wurden. Die eingerichtete Stube im Obergeschoss kann heute zusätzlich für Schulungszwecke zum Drogeriewesen und zu Heilkräutern genutzt werden.

Quellen

- Affolter 2010** Affolter, Heinrich Christoph: Die Morillon Güter. Unveröffentlichtes Typoskript. FLM digKat.
- Diethelm/d'Andrea 1987** Diethelm, Annegret/d'Andrea, Attilio: Objektbeschrieb 326 Stöckli von Köniz / BE. Hofstetten bei Brienz 1987. Unveröffentlichtes Typoskript. FLM digKat.
- Jaquet 2019** Jaquet, Christian: Interview im Freilichtmuseum Ballenberg 2019. Tondokument, MP3-Aufnahme. FLM digKat.
- Meili 1984** Meili, David: Aktennotiz zu Projekt Stöckli, 18. Jahrhundert, Morillongut Wabern BE am 27. Juli 1984. Unveröffentlichtes Dokument. FLM AltA.
- Schiffmann 1982** Schiffmann, R.: Schreiben vom 30. März 1982 an Dr. D. Meili vom Freilichtmuseum Ballenberg. Unveröffentlichtes Dokument. FLM NeuA.

Literatur

- Affolter et al. 2013** Affolter, Heinrich Christoph/Pfister, Christian et al.: Die Bauernhäuser des Kantons Bern. Band 3. Das tiefere Berner Mittelland. Das Gebiet zwischen Aarwangen und Laupen. In: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde (Hg.): Die Bauernhäuser der Schweiz. Band 29. Bern 2013.
- Ballenbergstiftung der Schweizer Drogisten 2013** Ballenbergstiftung der Schweizer Drogisten (Hg.): Die Drogerie auf dem Ballenberg. Vom Kräutergarten zum Fachgeschäft für Naturheilmittel. Hofstetten bei Brienz 2013.
- Bellwald 2014** Bellwald, Werner: Stöckli aus Köniz BE, um 1820. In: Ballenberg – Freilichtmuseum der Schweiz (Hg.): Museumsführer. Hofstetten bei Brienz 2014, 58–59.
- Berner Woche 1932** Die Berner Woche in Wort und Bild: Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Band 22, 1932, Heft 30. Online: <https://doi.org/10.5169/seals-645156>, konsultiert am 13.7.2022.
- Dubler 2020** Dubler, Anne-Marie: Wabern. In: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Fassung vom 4.5.2020. Online: <https://hls-dhs-dss.ch/fr/articles/008372/2020-05-04/>, konsultiert am 13.7.2022.
- Hurni 1980** Hurni, Frieda: Aus Waberns Vergangenheit. Wabern 1980.
- Kanton Bern Bauinventar** Kanton Bern: Bauinventar. Geoportal Kanton Bern. Köniz, Frischingstrasse 17–21. Online: https://www.map.apps.be.ch/pub/synserver?project=a42pub_bauinv&userprofile=geo&language=de, konsultiert am 27.7.2022.
- Mayenc 1981** Mayenc, Wolf: Bernische Campagnen. Ihre Besitzergeschichte. Bern 1981, 74–78.
- Salzmann 2008** Salzmann, Daniel: Die Landschaft und ihre Umgestaltung. In: Holenstein, André et al. (Hg.): Berner Zeiten. Berns goldene Zeit. Das 18. Jahrhundert neu entdeckt. Bern 2008, 49–56.
- Schweizer 2008a** Schweizer, Jürg: Schlösser, Landsitze, Campagnen. In: Holenstein, André et al. (Hg.): Berner Zeiten. Berns goldene Zeit. Das 18. Jahrhundert neu entdeckt. Bern 2008, 316–326.



28 Freilichtmuseum der Schweiz, Stöckli Unteres Morillongut: Blick in die ehemalige untere Stube des Stöckli, in der heute die Drogerieeinrichtung von 1876 aus Herzogenbuchsee präsentiert wird. Gelegentlich finden Vorführungen zum alten Handwerk der Drogisten statt, bei denen Heilkräuter gemahlen und Salben gemischt werden. Aufnahme 2017.

Schweizer 2008b Schweizer, Jürg: Ökonomie- und Nebenbauten. In: Holenstein, André et al. (Hg.): Berner Zeiten. Berns goldene Zeit. Das 18. Jahrhundert neu entdeckt. Bern 2008, 327.

Stuber 2008 Stuber, Martin: Die Oekonomische Gesellschaft Bern. In: Holenstein, André et al. (Hg.): Berner Zeiten. Berns goldene Zeit. Das 18. Jahrhundert neu entdeckt. Bern 2008, 36–40.

Wikipedia, Chardonnay Wikipedia: Chardonnay, Weissweinsorte. Online: <https://de.m.wikipedia.org/wiki/Chardonnay#Synonyme>, konsultiert am 14.9.2022.

Wikipedia 2021 Wikipedia: Villa Morillon. Online: https://de.wikipedia.org/wiki/Villa_Morillon, geändert 7.11.2021, konsultiert am 20.7.2022.

Abbildungsnachweise

Umschlag vorne Foto W. Bellwald, FLM digKat. – **Umschlag hinten** Foto FLM, FLM BalFot 30908_382. – **1** Karte Bundesamt für Landestopografie swisstopo, <https://s.geo.admin.ch/9969e266c4>. – **2** Lageplanskizze FLM, FLM digKat. – **3** Plan unbekannt, Burgerbibliothek Bern, Sig. VA_BSB_Z.PXLIV_[29], <https://katalog.burgerbib.ch/detail.aspx?ID=464514>. – **4** Foto unbekannt, Burgerbibliothek Bern, Sig. F.P.E.100, <https://katalog.burgerbib.ch/detail.aspx?ID=286936>. – **5** Zeichnung Nöthiger, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:N%C3%B6thiger_Morillon.jpg. – **6** Zeichnung Technikum Burgdorf, FLM Bauernhausarchiv BHF121_1. – **7** Foto A. Stumpf, Burgerbibliothek Bern, Sig. FN.G.C.424, <https://katalog.burgerbib.ch/detail.aspx?ID=114348>. – **8** Ölbild private Sammlung, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Funck77_0004.jpg. – **9** Foto FLM, FLM BalFot 30900_382. – **10, 11, 19, 21, 24–28** Fotos V. Herrmann, FLM digKat. – **12, 16, 18, 22, 23** Fotos FLM, FLM digKat. – **13** Foto FLM, FLM BalFot 30901_382. – **14** Foto FLM, FLM BalFot 30902_382. – **15** Foto FLM, FLM BalFot 30908_382. – **17, 20** Pläne Architekturbüro Anderegg, FLM PlanA. – **28** Foto S. Michel, FLM digKat.

Impressum

Autor	Volker Herrmann
Projektleitung	Volker Herrmann und Riccarda Theiler (ab 04/23)
Fachgruppe	Anton Reisacher und Franziska Werlen
Layout	Mirjam Jenny, Buchwerkstatt.ch

Die Schreibweise von Eigen- und Flurnamen differiert in den historischen Quellen häufig. Der Text orientiert sich an der Diktion des Historischen Lexikons der Schweiz und an aktuellen Landeskarten. Die bekannten historischen Schreibvarianten sind ergänzt.

Stöckli Wabern BE, 19. Jahrhundert
Baudokumentation

ISSN 2673-6659 (Print)
ISSN 2673-6683 (Internet)

ISBN 978-3-906698-98-4 (Print)
ISBN 978-3-906698-42-7 (Internet)

Hofstetten 2023

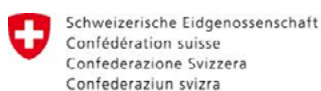
DOI <https://doi.org/10.48350/188383>
Diese Publikation steht unter der Lizenz CC-BY 4.0.
Nicht unter diese Lizenz fallen Bilder und Illustrationen Dritter.
Sie stehen unter der Lizenz CC-BY-NC-ND.

Ballenberg, Freilichtmuseum der Schweiz
Museumsstrasse 100
3858 Hofstetten bei Brienz
www.ballenberg.ch

Diese Publikation wurde ermöglicht dank der freundlichen Unterstützung von

Legat Liebl. – Sektion Basel der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde (SGV). – Ernst Göhner Stiftung. – Bundesamt für Kultur, Sektion Baukultur. – Verein zur Förderung des Ballenbergs VFB. – AVINA Stiftung. – Prof. Otto Beisheim Stiftung. – Bernische Denkmalpflege-Stiftung. – Sophie und Karl Binding Stiftung. – Ostschweizer Fördergesellschaft Ballenberg OFG. – Gemeinde Köniz BE.

Das Freilichtmuseum Ballenberg wird unterstützt durch



Eidgenössisches Departement des Innern ED
Bundesamt für Kultur BAK



Kanton Bern
Canton de Berne

Die Ballenberg-Baudokumentation beschreibt das Museumsgebäude an seinem Herkunftsort und erläutert die im Rahmen der Translozierung erfolgten baulichen Veränderungen. Themen sind die Baukultur der ländlichen Schweiz, die Bewohner- und die Wirtschaftsgeschichte sowie die museale Vermittlungsarbeit.

